

Wir kommen nicht ans Ende.

Blaulichtgottesdienst Eisenach, 24.September 2019

Vor fast dreißig Jahren habe ich aus der Klinikseelsorge in Jena als Notfallseelsorger angefangen. Immer wieder habe ich für eine Anbindung an die Einsatzkräfte gestritten. Dazu musste ich die Idee bei den BOS und Hilfsorganisationen vorstellen. Ich erinnere mich noch an die Frage von Feuerwehrleuten: „Wenn Du zu Angehörigen gerufen werden willst – kommst Du da als Pfarrer oder als Mensch?“

Ich habe noch nicht gehört, dass das einer einen Polizisten gefragt hat. Und doch: In der Praktikumsauswertung berichten die Anwärtler im berufsethischen Unterricht immer wieder von älteren Beamten, die für sich als Leitspruch ausgeben: Man muss in allem Mensch bleiben. Dass das oft gelingt, berichten auch Geflüchtete aus Syrien z.B., die Polizei hier als geduldig und lösungsorientiert wahrnehmen¹. Aber ist das alles: menschlich gleich einfühlsam, wertschätzend, abwägend? Mensch sein im Dienst – was heißt das?

Ich habe lange Zeit versucht, ohne Uniform und ohne Arbeitskleidung auszukommen. So bin ich ja groß geworden. Uniformen haben selten etwas Gutes bedeutet in der DDR. Auch die Feuerwehr gehörte zum Mdl. Ich bin immer in den normalen Sachen zum Einsatz gefahren, mit denen ich auch sonst arbeitete. So verstehe ich auch Kirche: Man muss nichts Besonderes anhaben, um Besonderes zu sagen oder zu predigen. Natürlich immer eingedenk der Mahnung meiner Oma, wenn es um ernste Gelegenheiten ging: „Da muss Du etwas Gedecktes anziehen.“ Einmal kam ich so vom Einsatz – ich weiß noch, dass es eine Todesnachricht war – und habe mich an den Tisch zum Essen gesetzt. Eine aus der Familie sagte: „Willst Du Dir nicht etwas anderes anziehen?“ - Sauber waren die Sachen, da gab es nichts auszusetzen. Aber vermutlich habe ich etwas vom Einsatz an mir gehabt, dass ich so auf den ersten Blick gar nicht selbst gesehen habe. Seitdem habe ich einen „Todesnachrichtenüberbringungspullover“. Ich habe Kleidung, die ich nur zum Einsatz anziehe.

So versuche ich, Schutz und Mensch-bleiben in der äußeren Erscheinung zu verbinden. Mensch bleiben – das habe ich dabei gelernt – bedarf des Schutzes durch eine Arbeitskleidung.

Wir sind als Einsatzkräfte schutzbedürftig, denn wir werden von Einsätzen kontaminiert, betroffen und oft genug auch verletzt. Wo der Tod agiert, da ist kein angenehmes Arbeiten. Blut hat einen ganz eigenen Geruch. Tote sehen meist nicht schön aus. Von Lärm und Stille und von Schwitzen und Kälte nicht zu reden. Und auch darüber hinaus: Die Begegnung mit dem Tod betrifft uns auf oft nicht wahrnehmbare Weise. Manchmal müssen uns erst andere darauf hinweisen, was wir an uns und mit uns herumtragen. Von mancher Befleckung kann man sich reinigen durch Wechsel von Kleidung. Aber vieles bleibt kleben oder hängen. Es ist an uns und es gehört zu uns.

Ich verändere mich als Einsatzkraft. Ich kann nicht derselbe bleiben, wie am Anfang meiner Laufbahn bei der Feuerwehr, bei der Polizei, im Rettungsdienst und in der Notfallseelsorge.

¹ SZ vom 3.9.19, Kolumne „Meine Tochter liebt die Polizei“

Ich erlebe mich – wenn ich ehrlich bin – als verletzt und schutzbedürftig. Heißt das Mensch sein und bleiben: Ich erkenne mich als unvollkommen, niemals fertig und immer auf dem Weg mit Verletzungen und Narben?

Gegenwind zu diesem Menschenbild bläst aus allen Ecken. Kein Retter findet es erträglich, wenn er nicht retten kann. Kein Feuerwehrmann erträgt es, wenn er all seine Technik nicht mit Erfolg einsetzen kann. Leben retten gelingt nicht immer, ja, selbst das Leben als solches gelingt nicht immer. Aber das ist doch die Maxime unserer Zeit: Leben muss gelingen. Und wir müssen auch noch selbst die Verantwortung dafür übernehmen, indem wir uns richtig ernähren, den erfüllenden Beruf erlernen, Sport treiben und gesund bleiben. Die Abwesenheit von Beeinträchtigung – um nicht zu sagen die Abwesenheit von Behinderung – gehört zum gegenwärtigen Leitbild.

Doppelt schwer ist das für Einsatzkräfte. Nur den Pullover zu wechseln oder den RTW zu desinfizieren reicht nicht. Wir verändern uns. Unbedarftheit geht verloren. Wir merken, das Leben ist nicht einfach. Mensch sein, heißt auch Erleben von Abgebrochenem, Unerreichbarem und Beeinträchtigung. Differenz und Widersprüchlichkeit auszuhalten ist schwer. Das kann einem schon Angst machen.

Nachvollziehbar ist der Ruf nach Notfallseelsorge. Ich erinnere mich an einen Einsatz nach Suizid. Der Vater hatte sich im Badezimmer erhängt, der Sohn (10) hatte ihn gefunden. Die Mutter war von der Arbeit geholt worden. Der Notarzt, der die Todesbescheinigung ausgefüllt hatte, stellte mich vor: Das ist der Notfallseelsorger, der sagt Ihnen jetzt, wie es weitergeht. – Unausgesprochen: „Herr Pfarrer, machen Sie das mal weg...“

Diese Erwartung begegnet mir oft. Zum Beispiel bei „normalen“ Einsätzen, wie den gefühlt immer häufigeren Suiziden, zu denen Notfallseelsorge gerufen wird. Die Kolleginnen und Kollegen in Südtirol haben auf einer Tagung diskutiert, dass sie bei einem Suizid eines Jugendlichen eigentlich 6 Teams für alle möglichen Betroffenen von Schulklasse bis Geschwister bilden müssten. Zwölf Notfallseelsorger machen das weg. Das ist verständlich.

In der Diskussion nach dem Breitscheidplatz, nach Paris und Nizza, Haltern und Bad Aibling wird viel Aktivität entfaltet, die Folgen für Betroffene zu lindern. Das ist verständlich.

Die Begegnung mit dem, was zum Menschen gehört, kann einem schon Angst machen. Sie macht auch mir Angst. Verschärfend für Einsatzkräfte wirkt auch die Richtung ihres Handelns: Retten, schützen, bergen, löschen. Und es gelingt nicht immer.

Einsätze lassen uns sehr oft erleben, dass Lebensgeschichte, dass Leben als solches sich nicht zusammenfügt, dass Leben *versehrt* und *verletzt* wird. Die Differenz zwischen den Erwartungen, in denen wir leben, und der Wirklichkeit, die auf uns hereinbricht, ist schwer, sehr schwer auszuhalten. Nur zu verständlich, dass man das nicht haben will.

Wir kriegen das Leben nicht rund. Wir kriegen es nicht ganz. Es bleibt immer etwas offen. Wir bleiben verletzt, kontaminiert, geschlagen... Die Anzahl der Toten ist nicht entscheidend. Das gilt für den Vater im Badezimmer genauso, wie für Terror- oder Amoklagen.

„Wer eine Seele tötet, tötet eine ganze Welt...“, so sagt es die arabische Weisheit.

Und sie fährt fort: „Wer eine Seele rettet, rettet eine ganze Welt.“ Wie kann uns das gelingen?

Auf alten Friedhöfen findet man manchmal als Grabstein eine abgebrochene Säule. Das war vor allem im 19. Jahrhundert eine übliche Gestaltung. Das Fragment der Säule symbolisiert ein abgebrochenes Leben. Aber die Säule weist auch auf die ganze, auf die vollendete Form hin - wenn sie nur vom Betrachter hinzugedacht wird. Fragment ist nicht nur etwas Unfertiges, nein, es trägt auch ein Bild des Ganzen in sich. Im Erleben des gefährdeten Menschseins, im Erfahren seiner Ruinen und seiner unauflösbaren Widersprüche wohnt dem Menschsein auch eine Verheißung inne, die ihn tragen und halten kann.

Wir bleiben Mensch, nicht indem wir den Tod und die abgebrochene Säule akzeptieren als das endgültige Bild. Das wäre ein resigniertes, hoffnungsloses und am Ende ärmliches Leben. Wir bleiben Mensch, indem wir uns von der Verheißung ermutigen lassen. Das ist ein reiches, beständiges – ein erfülltes Leben.

Die Bibel kennt das unter dem Begriff des ewigen Lebens. Das ist keine Vertröstung in ferne, zeitliche Zukunft oder in nicht überprüfbares Leben nach dem Tod. Es wird hier und jetzt erfahrbar.

Wenn wir sagen, „Wir sind da für Dich als Bürger, als Patient, als Mitmensch.“, dann ist das natürlich ein Fragment. Wir können weder als Retter noch als Seelsorgerin wegmachen, was es an Elend in der Welt gibt. Als Polizist kann ich weder Bedrohung noch Terror noch Tod ausschließen aus unserem Leben. Die Begegnung mit der Todesmacht wird immer die Betroffenen und unser eigenes Menschsein prägen. Aber wir können tun, was wir können. Indem wir uns den Einsätzen aussetzen, deuten wir an, worin unsere Hoffnung besteht: Wir sind da. Wir helfen. Wir sind mit Dir als Patient, als Opfer, als Angehöriger *solidarisch*. Wir gehen hin an den Ort des Todes. Wir fliehen nicht.

Letztlich sind wir dort stellvertretend für Gott und sagen: Du bist niemals allein. Hinter all unserer unvollkommenen Hilfe ist immer noch Gott und das Vertrauen darauf, dass das Leben siegen wird.

„Wir sind da.“ Auch mit unsrer Hilfe untereinander. Vielerorts haben wir Kriseninterventions- oder PSNV-E-Teams zur Einsatzbegleitung und Einsatznachsorge eingerichtet. Natürlich ist das Fragment. So, wie wir verletzten Menschen uns eben selbst helfen können. Aber es ist ein Verweis darauf, dass in einem Gespräch, durch eine Zuwendung, mit einer Hilfe etwas besser werden kann. Leben kann zumindest ausgehalten, wenn nicht gar neu gewonnen werden.

Letztlich ist das ein Bild für die Auferstehung, wie sie unter Christen bezeugt wird. Leben gewinnt, nicht der Tod.

Und wir können Leben aushalten *in* der Bedrohung. Wir können so vieles nicht lösen. Der Frau, die sich die Schuld gibt am Tod ihres Mannes, können wir die Last nicht abnehmen.

Es gibt keine Lösung, die wir als Mensch untereinander haben. Wir können die Verflochtenheit von Tun und Wirkung nicht aufheben. Wir können Gesagtes und Getanes

nicht rückgängig machen. Wir bleiben verflochten in Verantwortung und Schuldigwerden. Mensch zu bleiben, kann heißen, das auszuhalten, Leben zu ermöglichen trotz Bedrohung durch die Todesmacht.

Letztlich ist die Erlösung von der Knechtschaft der Schuld unsere Hoffnung als Christen. Neues Leben und Überwindung von Schuld sind möglich.

Wenn ich mit den Anwärtnerinnen und Anwärtern über ihre Begegnung mit dem Tod im Berufsalltag spreche, dann denken wir zuerst über das Leben nach: Was macht ein gutes Leben aus? Erstaunlicherweise sagen viele: Zufriedenheit. Zufrieden sein mit dem, was man hat. Und das meint nicht die resignierte Einsicht, dass man nicht alles erreichen kann. Es meint auch nicht die positive Umdeutung des Unvermeidlichen. Es meint Anerkenntnis der Realität und doch das Ganze denken. Viele von den jungen Leuten wissen, dass Menschsein nicht die mechanische Erfüllung der eigenen Träume ist. Menschsein ist, dass man Träume hat. Oder Verheißungen. Oder Hoffnung.

Gerade weil das Leben bis zum Tod nie zu Ende und fertig ist, ist es immer in Bewegung auf ein gutes Ziel hin. Gerade im Fragment können wir das Vollkommene erleben.